

"1891"

Autor(en): **P.v.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

sen Romanhelden unbedingt solidarisch. Er merkte nicht wie die Stunden verstrichen, daß es Zeit zum Abendessen wurde. Ohne Raft und Pause schaffte er, nun schweißüberströmt, mit hochrotem Kopf und sammelte die Frankenstücke, die er unerklärlicherweise im Graben fand.

Frau Bünzli traute ihren Augen kaum, als sie in den Garten kam, ihrem Manne zum Essen zu rufen. Mehr als die Hälfte des großen Plazes war umgegraben, oder besser gesagt, umgewühlt. Und immer noch schaffte ihr Peter wie besessen. Sie rief ihn an, da hielt er inne, als sei er einem Banne entrisen. Er ließ den Spaten stecken und stürzte auf sie zu.

„Dolly, du bist der erste Zeuge meines unerhörten Glückes. Seit Stunden finde ich hier beim Graben immer wieder Frankenstücke. Denk nur, richtiges Geld! Hab ich jetzt mit meiner Prophezeiung, wegen des geheimen Glücks, das in der Gartenschale sein müßte, recht gehabt, wie?“

„Zeig mir mal deinen Fund, Peter. Ich bin gerne der erste Zeuge deines Glückes.“

Mit dem Lächeln des Siegers griff Peter Bünzli tief in die Hofentasche.

„Aber was ist denn das, zum Donnerwetter“, fluchte er, „wo sind denn meine Frankenstücke? Ich habe sie doch alle in diese Tasche getan und jetzt ist kein einziges mehr drin.“

Er zog das Sackfutter heraus und Frau Bünzli brach in schallendes Gelächter aus.

„Peter, dein Sack hat ja ein Loch! Immer den gleichen Franken hast du gefunden, der durch dein Hofenbein in den Graben wanderte.“

Wie ein Blitz traf ihn diese Erkenntnis. Er knickte gänzlich zusammen. Seinen Körper fühlte er nur noch wie ein in allen Fugen schmerzhaftes Gestell. Und das wäre ja noch nicht das Schlimmste. Nein, seine Theorie, seine Geheimformel vom Glück hatte einen Schlag erhalten, daß er sie für die Zukunft einer Revision unterziehen mußte.

„1891“

Es ist Samstag, ein herrlicher Februartag — kurz vor Mittag. Sinnend, den neugefallenen Pulverschnee vor mich herschiebend, schlendere ich meinem Lieblingswald — dem Dählhölzli — entgegen. Gramen, Zukunftspläne und der gegenwärtige Krieg sind abwechselungsweise meine Gedanken. — Inzwischen hat mich der winterliche Wald aufgenommen. Von den Ästen löst sich da und dort der Schnee, der lautlos, in silberigen, von der Sonne beschienenen Flocken zu Boden gleitet. Eine solche Flocke, die sich auf meine Nase verirrt, vermag mich von meinen Zeitproblemen zu trennen. Ich blicke auf und gewahre erst recht all diese Naturschönheiten, die heute „meinen“ Wald umgeben, den ich schon über 25 Jahre kenne.

Vor mir liegt der Tummelplatz meiner frühesten Jugend. Rings um ihn stehen noch einige meiner stummen Kameraden. Es sind dies vereinzelt Tannen, Föhren, Eichen und Buchen, die mich immer wieder an die Erlebnisse meiner Bubenjahren zu erinnern vermögen. Hier neben mir stehen noch die beiden schlanken Tannen, die einstmal die Hängematte unserer dicken und gestrengen Lina zu tragen hatten. Hinter jener Eiche pflegte ich mich als kleiner Knirps zu verstecken und dort vorne steht die „böse Föhre“. Böse war sie deswegen, weil sie von der Lina zur „Strafede“ auserkoren wurde. Von dort aus durfte ich oftmals dem Zvieri zusehen. Und während einem Quartierkrieg zwischen den „Kirchenfäldlern“ und den „Mätteleern“ wurde ich von Letzteren als Geißel an jene Föhre gefesselt. Von der alten Buchenfrau mit dem Kropf ist nur noch ein morscher Baumstrunk vorhanden. Die Arme hatte unter unseren Pfadmessern viel zu leiden gehabt. — So reißt sich Erinnerung an Erinnerung. Ihr Bäume, ihr seid mir alle Jugendkameraden und werdet ungeachtet eures Alters meine Zeitgenossen bleiben.

Mit diesen neuen Gedanken verfangen, setze ich meinen Waldbummel fort. Eine Hasenspur führt mich durchs Jungholz wieder dem Waldbrand entgegen. Bei einer mittelgroßen Buche, die unmittelbar am Wege steht, verliere ich die Spur. Ich betrachte nun den schöngewachsenen Baum. „Nein, dich kenne ich nicht“, denke ich. „Du bist mir ein Unbekannter, wohl aber auch ein Zeitgenosse!“ Eben als ich mich anschicke weiterzugehen, vermag etwas an ihm meine Aufmerksamkeit zu erregen. Es sind dies aufgeschwollene, zumeist undeutliche Tätowierungen,

die den Stamm in Manneshöhe „verzieren“. Nicht die Buchstaben und Herzformen der einstigen Liebespaare sind es, die mich hier besonders interessieren könnten. Vielmehr ist es eine Jahreszahl, die mich nun beschäftigt. Ich lese: „1891“.

1891! Vor 50 Jahren hat also hier jemand diese Zahl in den Stamm der Buche eingeschnitten. Vor einem halben Jahrhundert! Meine Jugenderinnerungen scheinen mir bei dieser Feststellung zu verschwinden. Meine „Zeitgenossen“ werden mir zu Urgroßvätern! 1891: Ich sehe meinen Vater als Brandfug auf dem Fochtboden beim Üben der Quart, meine Mutter, wie sie als Zweitklässlerin in die alte Lorrainechule geht. Und so ziehen vor meinen Augen liebe Gestalten einher, die ich später in ihrem hohen Alter kannte, aber auch solche, die ich nur von vergilbten Photographien her kenne. Ich sehe meine Vaterstadt, die sich damals noch kaum über die Ufer der Aare ausbreitete. Unbebaut liegt vor mir das Kirchenfeld. In der Ferne die reichbesäumte Kirchenfeldbrücke, flankiert von den ebenso reichbesäumten Gebäulichkeiten Berns. Deutlich erkenne ich die beiden „Bundesratshäuser“, das alte Kasino, die Münze, rechts von der Brücke das alte Universitätsgebäude und den unvollendeten Münsterturm, dessen obere Hälfte im Gerüste steht. Kaum einige hundert Meter von meinem Standort entfernt breitet sich ein natürliches Amphitheater aus, dessen 10,000 Sitzplätze eine, von zwei mächtigen Ecktürmen und von einem burgartigen Mittelbau umrahmte Bühne, halbkreisförmig umgeben. 20,000 Zuschauer mögen es sein, die hier trotz drückender Hitze die farbenprächtigen Bilder aus der Bernergeschichte mit stürmischem Beifall verfolgen. Es ist Samstagmorgen, der 14. August 1891, Berns 700jähriger Gründungstag. — Ein Windstoß treibt mir Schnee ins Gesicht. Zwischen den Bäumen sehe ich 100 Meter vom Wald entfernt die ersten Häuser Berns! „Dort also konnte einst vor 50 Jahren das Festspiel der Gründungsfeier der Bundesstadt aufgeführt werden und du hast es dir von hier aus angesehen.“ Die Buche bleibt stumm. Die Klänge der Tanzmusik der Kunstseilbahn vermischen sich mit dem Schrei einer Hirschkuh des Tierpartes. — Wahrlich, „flüchtiger als Wind und Welle fliegt die Zeit!“

Schnellen Schrittes mache ich mich auf den Heimweg. Unbekannter Baum, ich werde wiederkommen! P. v. M.